

»Na ja«, wick Toninho aus. Was hatte ihn bloß geritten, Leander Lost diese Frage zu stellen?

»Oder ob sie in der menschlichen Skala von Schönheit weiter oben rangieren? Ist eine Spinne weniger wert als ein Kaninchen?«

»Das spielt sicher eine Rolle.«

»Auch ob das Tier uns gefährlich werden könnte?«

»Ja, wohl auch das.«

»Und ob es ein Nutztier ist – also, ob wir es nur versorgen, um es später zu essen?«, fragte Leander Lost ruhig und balancierte weiter über die warmen Begrenzungssteine den Beckenrand entlang.

»Ich weiß nicht, ich muss noch mal drüber nachdenken, glaube ich. Worauf es letzten Endes ankommt. Wie der Wert eines Tieres entsteht.«

»Kein Tier bringt einen Wert an sich mit. Es hat nur den, den wir ihm zubilligen. Viele Menschen glauben, der Wert eines Lebewesens wird durch das am weitesten entwickelte Lebewesen bestimmt. Durch uns.«

»Das heißt, für dich haben die Tiere keinen unterschiedlichen ... Wert?«

»Das ist nicht das Kriterium, nach dem ich mich verhalte.«

Leander ertete einen verblüfften Blick von Toninho.

»Und was ist das Kriterium dann?«

»Ob jemand Hilfe braucht.«

Toninho sah ihm beim Insektenretten zu und fragte sich, ob der Alemão sich über ihn lustig machte. Aber Leander Lost konnte nicht lügen. Es war sein absoluter Ernst. Er fischte bei über dreißig Grad alles raus, was sich noch gegen das Ertrinken stemmte.

Toninho atmete einmal tief durch. »Weißt du, wie viele Swimmingpools sich im Umkreis von fünf Kilometern befinden?«

»Ungefähr 64.«

»*Desculpa*, Leander, aber die werden alle umkommen.«

»Ja. Aber nicht in diesem Pool. Würdest du gerne nur von Weizenbrot und Hafergrütze leben?«

»Etwas Salz dazu wäre schon nicht schlecht«, antwortete Toninho. Leander sah ihm irritiert in die Augen.

»Das war Ironie«, schob der junge Portugiese schnell nach.

»Ohne Insekten keine Bestäubung. Das meiste Obst und Gemüse würde es nicht mehr geben. Ebenso wie viele Wildblumen, die für eine Menge Tiere die Nahrungsgrundlage darstellen. Diese Tiere würden aussterben. Ebenso jene, die sich hauptsächlich von Insekten ernähren. Die Erhaltung der Insekten ist logisch eng verknüpft mit dem Erhalt unserer Spezies.«

Und deswegen stand nun auch Toninho auf, ließ den Orangensaft stehen, rettete ungefähr 30 von den kleinen Quälgeistern und fuhr dann zurück nach Fuseta. Und ja, zugegeben, schon an der ersten roten Ampel fühlte er sich ein wenig besser.

Soraia.

Das war die kleinere, filigrane Schwester seiner Vorgesetzten mit den Grübchen, an die Leander in den letzten Wochen immer öfter denken musste. *Denken musste* war nicht ganz korrekt, wie Leander sich korrigierte. Teile ihres Gesichts oder ein Satz, den sie gesagt hatte, oder der Klang ihres Lachens – etwas davon schob sich einfach unvorhersehbar in seine Gedanken. Überraschte ihn und lenkte ihn so sehr ab, wie das bis jetzt nur seinen drei Steckenpferden – die Kolonialisierung des Mars, Albert Camus und Doc Holliday – möglich gewesen war.

Das war offensichtlich die Folge des Kusses, den sie ihm unvermittelt beim Abschluss des letzten Falls gegeben hatte, was ein unbeschreiblich schönes Gefühl in ihm ausgelöst hatte.

»Und wie hat sich das angefühlt?«, hatte sie gefragt, weil sie um Leanders Abneigung gegen Körperkontakt nur zu gut wusste. Und obwohl sie diesbezüglich eine der wenigen Ausnahmen darstellte, war ein inniger Kuss etwas anderes, als jemandem die Hand auf den Unterarm zu legen.

»Wie das Spritzen eines Kontrastmittels«, hatte Leander geantwortet.

Jede andere Frau hätte bei so viel Romantik vermutlich das Weite gesucht, aber Soraia hatte schon bald nach seiner Ankunft im vergangenen Jahr als Erste erkannt, was es mit Leander auf sich hatte. Er war auch nicht darauf aus, ein Kompliment zu machen. Vermutlich wusste er gar nicht, was das ist, hatte Soraia gedacht. Und wenn doch, hielt er Komplimente mit Sicherheit für überflüssig.

Dass ihr Kuss ihn am ehesten an die Wirkung eines frisch injizierten Kontrastmittels erinnerte, wohnte aber ein Kompliment inne – das hatte Soraia verstanden. Denn mit einem Kontrastmittel, das einen sofort vom Ohrläppchen bis zum kleinen Zeh mit Wärme erfüllte und durch das man – als eine Art neue Dimension des Bewusstseins – jede einzelne Zelle des Körpers mit einem Kribbeln wahrnahm, konnte man sich in seiner Gesamtheit fühlen, als stünde man unter leichtem Strom – tja, das hatte noch kein Mann durch einen ihrer Küsse empfunden.

Mit dem Ergebnis, dass Leander nach einer gewissen Bedenkzeit (vier Minuten) sie von sich aus küsste.

»Ist es immer noch wie ein Kontrastmittel?«

»Ja.«

»Dann ist es gut.«

Am Tag darauf war Soraia für eine längere Fortbildung nach Coimbra in den Norden gefahren. Heute endlich würde sie zurückkehren. Heute konnte er sich Klarheit verschaffen.

Auf seiner alten Dienststelle in Hamburg würde er ohnehin nicht lange bleiben, falls er dorthin zurückkehren müsste. Dort erwartete ihn zwar in Form der Kollegen seine »Familie«, aber die beabsichtigten schon jetzt, ihn gleich auf seinen nächsten Austausch nach Zypern zu schicken, weil sie ihm versicherten, er sei der Beste in der Abteilung.

Auch die einzigen beiden Kollegen, die ihn abends mal zu sich nach Hause eingeladen hatten. Zum Grillen. Mit ihren Frauen. Die Paare hatten den ganzen Abend gelacht, und Leander hatte keinen Schimmer, worüber eigentlich. Aber es musste ihnen sehr gefallen haben.

M&M, wie seine Kollegen sich selbst nannten: Manz und Mohrmann.

Wie üblich verließ Leander die Villa Elias in einem schwarzen Anzug samt weißem Hemd und schwarzer Lederkrawatte. Er wollte hinüber nach Fuseta fahren und Soraia ohne telefonische Vorankündigung zum Essen einladen.

Die Kombination aus schwarzem Anzug und weißem Hemd hielt er zwölfjährig vorrätig.

Dieses Erscheinungsbild hatte er sich vor 19 Jahren, vier Monaten und drei Tagen auf Herrn Winterbergs Beerdigung zugelegt. Endlich ein Anlass, für dessen angemessene Kleiderwahl er sich nicht den Kopf zerbrechen musste und nicht wie üblich den Zwang empfand, den Kleidungsstil eines anderen Heimkindes nachzuahmen. Bei Beerdigungen trug man Schwarz. Das war eine gesellschaftliche Konvention. Leander liebte so etwas: Es gab ihm Halt und Orientierung, wenn etwas *klar geregelt* war.

Mit einem schwarzen Anzug fiel man bei einer Beisetzung nicht auf. Nicht aufzufallen war schon immer etwas, um das er sich akribisch bemüht hatte.

Jedenfalls hatte jemand ihm bei der Beerdigung des Waisenheimdirektors gesagt, der Anzug stehe ihm.

Da Leander von Mode oder einem gelungenen Äußeren überhaupt keine Ahnung hatte, war er einfach dageblieben. Seit seinem 14. Lebensjahr. Schwarzer Anzug, weißes Hemd, Lederkrawatte. Auch wenn das in modischen Dimensionen vor Äonen gewesen war und Lederkrawatten längst nicht mehr als *en vogue* galten.

Um anfangs nicht aufzufallen, hatte er sich kurz nach seiner Ankunft in Fuseta exakt so gekleidet wie der Kollege Esteves, der zu dieser Zeit mit Shorts, Hemd und Espadrilles herumlief – und der sich das verbat. Leander war dem Wunsch nachgekommen, die

Espadrilles dagegen, die waren angenehm leicht und bequem, weswegen er sie auch heute noch zum Anzug trug.

Er stieg auf seine gelbe Ducati Scrambler, eine Maschine mit Speichenrädern und auch sonst im Retro-Look, und wollte sich gerade auf den Weg zu Soraia machen, als ihn der Notruf von Luís Dias erreichte.

Und zwar über Funk.

»Code 249«, vernahm Leander dessen Stimme zusammen mit dem typischen Funkrauschen. Leander Lost kannte alle Funkcodes auswendig, aber diesen hier musste sowieso kein Polizist in Portugal nachschlagen. Code 249 rangierte nach Code 16 für einen nationalen Ernstfall und Code 77 für ein terroristisches Attentat auf Platz drei. Er wurde von Polizisten in akuter Lebensgefahr abgesetzt und firmierte in der Amtssprache unter *Polizeibeamter in Not*.

2.

»Luís?«

»Sim?«

»Kannst du reden?«

»Leise«, hörte sie die gepresste Stimme.

Graciana Rosado lief aus dem kleinen Haus am Ende der Sackgasse, das sie zusammen mit ihrer Schwester Soraia bewohnte.

»Wo bist du?«

»Rua Ponte Grande.«

Als schwarze Gestalt mit wehendem Schlips jagte Leander Lost auf seiner gelben Scrambler über den Feldweg, eine weithin sichtbare Staubfahne hinter sich aufwirbelnd, bis er die Nationalstraße 125 erreichte und scharf nach links abbog. Mit Vollgas schoss er an den Autos vor ihm vorbei.

»Sub-Inspektor Leander Lost«, meldete er sich vorschriftsmäßig über sein Helmmikrofon, um keine Verwirrung im Funkverkehr zu stiften. »Welche Hausnummer?«

Zeitgleich schwang Graciana sich hinter das Lenkrad. Zum Glück hatte auch Carlos Esteves während der Wochenendbereitschaft den Funk abgehört. Er rannte auf Gracianas Volvo zu. Gerade riss er die Dienstwaffe aus dem Hosenbund und entsicherte sie, während Graciana das Blaulicht unter dem Sitz hervorzog und aufs Autodach pflanzte.

Carlos hatte die Tür noch nicht geschlossen, da trat Graciana das Gas voll durch. Der schwarze schwedische Kombi war ein T5. Ein Turbo und ein Letzter seiner Klasse, denn dieses Modell wurde nicht mehr produziert. 260 PS ließen den Dienstwagen davonjagen.

»Ich ... ich weiß nicht«, hörten sie Dias, »es ist ... es liegt nach der *Escola Secundaria* links. Wenn man von der N125 kommt. Sonst rechts. Das Haus von dem *Carpinteiro*.«